

Ein Schwarm Weißstörche zieht über die Hügel nahe Tourbol im Norden des Libanon. Hunderte Tiere sind in der Luft. Noch. Denn am Boden lauern schon die Jäger. Den strengen Schutzgesetzen zum Trotz

Federleichte ...

Zugvögel aus halb Europa fliegen zweimal im Jahr über den Libanon ...

... BEUTE

... wo Jäger sie abschießen, in Netzen fangen und verstümmeln.
Wie lassen sich Arten schützen in einem schwer bewaffneten Land,
das seinen Gemeinsinn verloren hat?

Text: Marlene Göring, Fotos: David Chancellor

Bei Arida, an der Grenze zu Syrien, hält ein Mann diesen Kranich gefangen. Die Naturschützer vermuten: als Lockvogel. Sehen vorbeiziehende Schwärme den Artgenossen, halten sie den Ort für einen Rastplatz und landen – in der Falle

S

Die Gegend um das Dorf Miryata im Norden des Landes ist ein Hotspot der Vogeljäger. Leere Schrot-hülsen zeugen von den Massakern. Vogelschützer Adonis Khatib (2. von r.) diskutiert mit Wilderern und Schaulustigen. Der Beweis liegt vor ihren Füßen, aber niemand will verantwortlich sein



SIE KOMMEN. Schwärme von Störchen gleiten über das Tal, Hunderte Vögel. Und sie werden erwartet.

Es beginnt zu regnen. Die Wolken sinken tiefer und tiefer und zwingen die Störche nach unten. Sie landen in Baumwipfeln, auf den Wiesen und Hügeln rund um das Dorf Miryata. Direkt vor den Füßen ihrer Feinde.

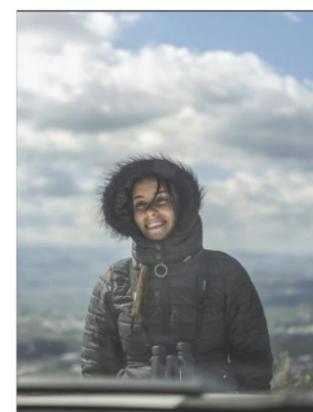
Schüsse krachen von allen Talseiten gleichzeitig. Junge Männer in Jeans und Kapuzenpullover feuern mit Schrotgewehren in die Vogelgruppen. Panisch flattern Störche hoch, fliegen ein Stück, landen wieder. Die Männer springen in einen Kastenwagen, jagen den Vögeln hinterher. Immer mehr Autos und Jeeps preschen die Hügel hinauf und an Feldrändern entlang. Ein Greis im Rollstuhl und Kinder aus dem Dorf verfolgen das Spektakel, sehen die Störche vom Himmel taumeln. Einem Tier am Boden sickert Blut aus dem Hals, sein Schütze ist schon weitergehetzt. Oben die Wolken, unten die Jäger, kein Ausweg für die Störche.

Zwei Tage später erzählt Shirine Raffoul im Hotel nahe Beirut immer noch aufgewühlt von dem Massaker, das sich vor ihren Augen abgespielt hat. „Absolutes Chaos war das“, sagt sie und schüttelt ihre langen, rotbraunen Haare. „Wir konnten nichts tun. Diesmal waren es einfach zu viele.“ Die Wilderer kamen aus allen Richtungen, dazu Schaulustige aus dem Dorf.

Raffoul war an diesem Tag mit ihren Kollegen von der libanesischen Anti-Wilderer-Einheit (APU) im Einsatz, eine Männertruppe, fast alles ehemalige Jäger, die nun die Vögel schützen. Shirine Raffoul, 27, leitet sie. „Normalerweise weiß bei mir jeder, was zu tun ist“, sagt sie: Die Wilderer auf frischer Tat filmen, dann zur Rede stellen und versuchen, sie zu überzeugen. Doch die Videos, die jetzt am Tisch die Runde machen, sind verwickelt, unbrauchbar. Aussichtslos, die Täter zu stellen. Die Vogelschützer wollen am liebsten sofort wieder los. Und der nächste Einsatz soll sitzen.

ES IST ERST DER BEGINN der Saison. Wie immer im Herbst und jetzt im Frühling fliegen die Zugvögel aus halb Europa über den Libanon, auf einer der wichtigsten Routen der Welt. Etwa 2,5 Milliarden Tiere pro Saison: Mauersegler und Wespenbussarde, Sperber und Buchfinken, Schwarzstörche und Kraniche. Beim Schreiadler passiert sogar die gesamte Weltpopulation zweimal im Jahr den Libanon. Doch die Zeit des Vogelzugs ist auch die Zeit der Wilderer. Schwärme von Vögeln treffen hier auf ein Land voller Waffen, traumatisiert vom Bürgerkrieg und am Rande des Bankrotts. Gewehre, sagt Raffoul, kann man im Libanon einfach so kaufen. Schon Kinder lernen an den Gleitern und Fliegern, wie man schießt; Vogeljagd ist ein Volkssport.

Und die Tiere müssen durch ein Nadelöhr: Die beiden hohen Gebirge, die den Libanon parallel zur Küste durchziehen, wirken wie ein Trichter. Sie verengen die möglichen Routen auf



Shirine Raffoul leitet die libanesischen Anti-Wilderer-Einheit APU. Dafür hat sie ihren Job als Flugbegleiterin aufgegeben. Früher war sie selbst Jägerin, heute beschützt sie die Tiere auf ihrer Reise. »Wenn ich nach einem Einsatz im Bett liege, dann sehe ich die Vögel noch vor meinen geschlossenen Augen vorbeiziehen«, sagt sie

wenige Optionen. Das macht die Vögel zur leichten Beute. An Stellen, wo sie rasten oder tief fliegen, lauern Jäger und Fänger mit Netzen. Trotz strenger Jagdgesetze sterben im Libanon drei bis fünf Millionen Zugvögel pro Jahr, schätzt das deutsche „Komitee gegen den Vogelmord“. Die Gründe sind so vielschichtig wie das Land, das lange Spielball der Weltpolitik war und ist. Inflation, Armut, Konflikte und Korruption zerreißen die Gesellschaft, rauben ihr den Gemeinsinn. Ihn könnte eine lange vergessene Tradition zurückbringen, verankert in der islamischen Kultur: Hima, ein 1500 Jahre altes Schutzkonzept. Eine Hoffnung für die Menschen. Und die Vögel.

DIE FÄNGER

Der leise Tod in den Netzen

DREI TAGE NACH DEM MASSAKER rollen im Morgengrauen die drei Jeeps der Vogelschützer von ihrer Basis nahe

Beirut in Richtung Süden. Etwa 40 Kilometer entfernt liegt ein Hotspot der Singvogeljagd, rund um die beiden Städte Jiyeh und Bardscha. Tausende Tiere sterben dort einen leisen Tod in Netzen und auf Leimruten, mit Kleber bestrichenen Ästen.

Shirine Raffoul sitzt vorn neben ihrem Chef Adonis Khatib vom libanesischen Naturschutzbund SPNL, der Mutterorganisation der Anti-Wilderer-Einheit APU. Er steuert den Wagen, mit GoPro-Kamera am linken Handgelenk und Handy in der Rechten. Auf dem Rücksitz: Axel Hirschfeld vom „Komitee gegen den Vogelmord“. Zweimal im Jahr vereinigen sich die libanesischen und die deutsche NGO zu einem etwa zehnköpfigen Team, um Zugvögel auf ihrer Reise zu beschützen und Wilderer zu stellen.

Hirschfeld hat das Fenster heruntergelassen und seine Hand wie eine Muschel ans Ohr gelegt: Er lauscht nach „Callern“, kleinen Lautsprechern, aus denen in Dauerschleife der Ruf von



Singvögel wie die Klappergrasmücke enden in Netzen und auf Tellern. Einen Dollar bringt ein solches Exemplar (l.). Polizisten verhängen Strafen für Wilderer und packen auch selbst mit an (r.). Axel Hirschfeld (u.) vom »Komitee gegen den Vogelmord« leitet den deutschen Teil des Teams



Singvögeln klingt. Sie sollen Artgenossen anlocken. Wo Caller sind, finden sich auch Netze. „Du musst langsam fahren, Adonis“, fordert Hirschfeld, zum dritten Mal. Dann hört er das Trällern aus der Konserve. „Schreibst du auf?“, fragt er Raffoul, die bereits die GPS-Koordinaten ins Handy tippt.

Als die Sonne hoch am Himmel steht, haben sie acht Standorte ausgemacht. Jetzt beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit. Sie müssen schneller sein als die Jäger, die den Fang der Nacht aus den Netzen holen. Am ersten Standort wartet das Team eine Stunde auf die Polizei. Denn die Vogelschützer können nur beobachten, dokumentieren, aufklären. Durchsetzen muss die Schutzgesetz die Polizei.

Dann stürmen alle gleichzeitig los. Vorbei an einem Wohnhaus und Pflanztöpfen hasten Raffoul und die anderen in den verwilderten Teil eines Gartens, bis sie meterhohe Bambusstöcke erreichen, die zwischen den Sträuchern und Bäumen stecken: An ihnen hängen fein-

maschige schwarze Japannetze, wie sie auch Ornithologen verwenden. Insgesamt etwa 500 Meter lang, angeordnet wie ein Labyrinth. Ein Vogelschwarm findet hier schwer wieder hinaus.

ZIMTFARBENE ROHR-SÄNGER, gelbbrüstige Fitis, Mönchsgrasmücken mit schwarzem Schopf, etwa ein Dutzend insgesamt, haben sich darin verheddert. Sie haben das Flattern schon aufgegeben, baumeln da mit leeren Augen.

Shirine Raffoul nimmt ein Messer und löst ein Stück aus dem Netz, das einen kleinen hellbraunen Teichrosensänger fesselt. Die nylonfeinen Fäden haben sich um die Flugfedern gewickelt, einer schneidet zwischen Ober- und Unterschnabel in die Mundhöhle. „Schau dir das an. Armer Kerl“, sagt Raffoul, den zarten Vogelkörper in der Höhle ihrer Hand. Sie muss genau so viel Druck ausüben, dass der Vogel reglos bleibt, aber nicht gequetscht wird. Ruhig durchtrennt sie mit einer Nagel-

schere die Fäden und zupft die Reste heraus. Millimeterarbeit. Zum Schluss entfernt sie das knifflige Stück am Schnabel. Der Rohrsänger dreht sein Köpfchen ein paar Mal flink hin und her, als probiere er die neue Freiheit aus. Später lässt ihn Raffoul in sicherer Entfernung wieder frei, mit den anderen Geretteten.

Zurück im Auto, regt sich Hirschfeld auf: „Das war nicht privat. Das war Business.“ Mönchsgrasmücken etwa kann man hier im Supermarkt kaufen, in 30er-Packs. Die Polizisten haben ein Bußgeld verhängt und den Besitzer eine Erklärung unterschreiben lassen, dass er den Vogelfang aufgibt. Für den bedeutet das einen herben Verlust. Allein die Netze haben ihn wohl mehr als 500 Euro gekostet. Singvögel gelten im Libanon als Delikatesse. Einen Dollar bringt eine Mönchsgrasmücke ihrem Fänger. Wortwörtlich ein Geschenk des Himmels in einem Land, in dem die Hälfte der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze lebt.



Unsichtbare Autobahnen

Die Routen der Vögel auf ihrem halbjährlichen Zug zwischen Europa und Afrika folgen je nach Art verschiedenen, aber konstanten Regeln



Ob Zugvögel die Route über das Nadelöhr Libanon, das Mittelmeer oder über Gibraltar wählen, hängt vor allem von ihrem Startpunkt ab. Durch Deutschland etwa schlängelt sich eine Storch-Linie: Die Tiere im Osten fliegen über die Levante, die anderen nehmen die Westroute. Die Tiere orientieren sich dabei an gut erkennbaren Landmarken wie Küsten oder Gebirgen

→ Durch Satelliten erfasste oder aus Beringungen abgeleitete Zugroute

KARTE: Ralf Bitter. QUELLEN: Rinsse Wassenaar; Euring Data Bank; Martin Wikelski/Peter Berthold, Max-Planck-Institut für Ornithologie; www.movebank.org; Bernd Meyburg, World Working Group on Birds of Prey; Jan van der Winden Ecology, Greenstat

Das Team verteilt sich wieder auf die Jeeps, fährt die Netze ab. Manche hängen voller Vögel, andere Fallen sind schon abgehängt. Neuigkeiten sprechen sich hier schnell herum. Bei Netz Nr. 6 bricht Streit aus. Zwei Polizeibeamte, Khatib und Raffoul verhandeln lautstark mit der Familie; Hirschfeld und sein Team warten nervös vor dem Haus. Die Hausherrin schreit: „Geht zu den Ministerien, zum Präsidenten, zu den Politikern, die haben uns alles genommen!“ Ihr Mann poltert: „Ist mir doch egal, ob ihr die Polizei seid.“ Am Ende dürfen sie die Vögel befreien, die Netze aber bleiben. Zum Abschied sagt der Besitzer plötzlich: „Kommt nach Ramadan wieder. Dann grillen wir.“

OBER MANN das ernst meint, ist auch für Raffoul und Khatib nicht zu durchschauen. Trotzdem bedeutet es eine Chance, ein Einfallstor. Denn ein neuer Verbündeter ist für sie oft mehr wert als ein konfisziertes Netz. Ihre wichtigsten Waffen sind Präsenz und Verhandlungsgeschick. Dabei ist Misstrauen so etwas wie die Standard-einstellung im zersplitterten Libanon. Bei gerade mal 5,35 Millionen Einwohnern erkennt das Land 18 verschiedene Religionsgemeinschaften an, zudem leben unzählige Minderheiten dort. Wenn Khatib und Raffoul in ein neues Gebiet kommen, müssen sie zuerst herausfinden, wer vor Ort das Sagen hat: religiöse Führer, eine reiche Familie, die Hisbolah? Die müssen sie dann überzeugen. Bei solchen Treffen trägt Raffoul oft die Uniform der APU. Mit Barrett und Matrix-Brille sieht sie aus wie die Heldin eines Computerspiels.

Bevor sie zur APU kam, arbeitete Raffoul als Flugbegleiterin. Und war selbst Vogeljägerin. Einige bei der APU sind es noch. Aber sie halten sich an die Jagd- und Naturschutzgesetze des Landes. Und genau das versucht das libanesisches Team auch bei den Wilderern zu erreichen: sie bei der Jägerehre zu packen. Beim deutschen „Komitee“ um Hirschfeld steht Artenschutz im Vordergrund. Deshalb sind Ornithologen und Biologen dabei, die ihr Wissen und

Spendengelder mitbringen. Sie lehnen jegliches Töten von Singvögeln ab. Die Teams verstehen einander nicht immer. Aber gemeinsam arbeiten sie sich in dem zersplitterten Land voran, oft mit Erfolg. Im Bergdorf Aghbe etwa. Als sie das erste Mal dort waren, erzählt Raffoul, mussten sie Haufen aus 300, 400 toten Wespenbussarden bergen. Mittlerweile finden sie da noch maximal 15.

Entscheidend für den Einsatz ist es, mit den Menschen vor Ort ins Gespräch zu kommen, Vertrauen zu wecken. Und da hilft es, den Gegner zu kennen wie sich selbst.

Je länger Raffoul gegen die Wilderer kämpft, desto weniger hat sie das Bedürfnis, zu jagen. Dabei mochte sie es schon als Mädchen, die Waffe in der Hand zu spüren, wie sie sagt. Vor allem aber liebte sie es, mit ihren Brüdern in der Wildnis umherzustrreifen, der Natur nahe zu sein. Dieses Gefühl versucht sie bei den illegalen Schützen zu wecken: „Ein verantwortungsvoller Jäger respektiert die Regeln“, sagt sie

dann. Das heißt: nur in der Saison jagen, von September bis Januar, und nur die 13 Arten, die zum Abschuss freigegeben sind, wie Wachteln oder Krickenten. Diese und die nächste Jagdsaison hat der Umweltminister sogar ganz ausgesetzt, um die Arten zu schützen.

RAFFOULS CHEF, Adonis Khatib, ist kein Mensch, der locker lässt, wenn er für eine Sache brennt. Und der Naturschutz ist seit Jahren seine Mission. Sogar eine Hymne hat er dafür komponiert. Beim Einsatz trägt er mal ein pinkfarbenedes Camouflage-Shirt, mal ein Messer am Oberarm. Oft trifft er bei den Jägern den richtigen Ton. Zwei Jahre lang hat er auf einen Wilderer eingeredet, der so etwas wie der Pate in einer Gemeinde im Bekaa-Tal ist. „Ich habe ihm gesagt: Du willst doch, dass die Leute zu dir aufblicken.“ Oder: „Wenn du heute alles abschießt, was bleibt dann für deine Söhne?“ Mittlerweile habe der Mann selbst eine eigene

Gesellschaft für nachhaltige Jagd gegründet. Einer Polizeieinheit haben die Vogelschützer den Jeep repariert. Seitdem achten die Beamten auf illegale Jäger. Auch das gehört zur Strategie. In einem Land, in dem man sich auf nichts verlassen kann, nicht auf die Müllabfuhr, nicht auf die Regierung, muss man anders Verbindlichkeiten schaffen. Im Libanon webt man seine Mitmenschen deshalb in ein Netz aus Gefallen. 1554 Kontakte hat Raffoul in ihrem Telefon gespeichert. Aber nicht überall will man ihr helfen. Ihre nächste Station liegt in einem Gebiet im Norden, in dem sie und die anderen Vogelschützer wenig Freunde haben.

DIE JÄGER Ein Land voller Waffen

„DREI AUTOS, DAS ZEIGT STÄRKE, das ist Macht“, sagt Adonis Khatib in diesen Tagen immer wieder. Aber jetzt, ein paar Kilometer vor der syrischen

Vor allem Mönchsgrasmücken gelten als Delikatesse, im Supermarkt kann man sie in 20er- und 30er-Packs kaufen. Sie werden gegrillt und im Ganzen verspeist. Der Libanon gehört zu den Ländern mit den strengsten Jagdgesetzen in der Region. Der Fang ist außerhalb der Saison verboten – nur halten sich viele nicht daran





Grenze, bleibt einer der Jeeps plötzlich stehen. Und springt nicht mehr an. Schuld daran ist die GPS-Sicherung, mit der Mietwagenfirmen verhindern, dass ihre Autos vom gesetzlosen Norden Libanons aus einfach nach Syrien verschwinden.

Der Fahrer bleibt mit dem Jeep zurück, die anderen quetschen sich in die verbliebenen beiden Autos. Sie haben gehört, dass auf einem Hof in der Nähe zwei Kraniche und zwei Störche gehalten werden. Wahrscheinlich, um vorüberziehende Schwärme anzulocken. Sehen sie die Artgenossen unten, halten sie den Ort für einen Rastplatz und landen – vor den Flinten der Jäger.

Die Vogelschützer steuern zuerst die Polizeistation an, ein einzeln stehendes Haus, eher eine Baracke. Der letzte Posten des Libanon. Ein paar Hundert Meter weiter liegen die Checkpoints der Armee. Innen schält sich der Putz grau-gelb von den Wänden. Im Büro, in das ein Beamter das Team leitet, sieht man keinen Computer, nicht einmal eine Schreibmaschine. Sein Kollege stellt viele Fragen und notiert alles per Hand.

Offensichtlich fühlen sich die Polizisten nicht zuständig, den Besitzer der Vögel zu stellen, obwohl sie es sind. An-

geblich sei der Mann der Ortsvorsteher. Oder dessen Bruder. „Komisch, immer erwischen wir den Bürgermeister“, sagt ein junger Ornithologe aus Hirschfelds Gruppe ironisch. Schließlich bieten sie zwei Optionen an: Jetzt sofort zum Einsatz, aber nur mit einem Beamten und nur um freundlich zu verhandeln. Oder die Tiere mit Militärhilfe konfiszieren – aber dann müsse man warten, bis bestimmte Formalitäten geklärt sind. Welche, bleibt unklar.

KHATIB UND HIRSCHFELD reden lauthals durcheinander. „Was sollen wir nun machen? Adonis, ich frage dich!“, sagt Hirschfeld. „Was immer du denkst, Axel“, sagt Khatib. Warten könnte eine Stunde bedeuten. Oder fünf. Oder nie. Die Vogelschützer entscheiden: sofort losfahren.

Der Hof, auf dem das Team die Vögel vermutet, ist schäbig, aber groß. Neben einem Wellblechschuppen kläfft eine Hündin an einer Leine. Der Besitzer wartet bereits vor dem Haus, ein kleiner, dicker Mann mit Brille, umgeben von einem Pulk aus Verwandten.

Niemand lächelt. Raffoul und Khatib reden eindringlich auf den Besitzer ein, der unterbricht sie immer wieder ungehalten.

Die Kraniche, sagt er, habe er als Küken beim Fischen gefunden und großgezogen. Sie seien schon seit 2005 in den Käfigen und könnten überhaupt nicht fliegen. Wenn sie ihm die Kraniche nehmen, würden schlimme Dinge passieren. Er liebe sie wie seinen Sohn. Außerdem schmeckten die Tiere süß wie Hühnchen.

Während er spricht, schlägt 20 Meter weiter einer der Kraniche ans Dach des Verschlags, beim Versuch wegzufiegen. „Diese Tiere sind niemals 18 Jahre alt“, wird Raffoul später erklären. Wahrscheinlich wurden sie erst vor Monaten gefangen. Und Kraniche brüten auch gar nicht in der Gegend.

All das sagt Raffoul im Einsatz nicht. Sie sagt: „Gib uns die Vögel. Tu etwas für deinen Gott.“

Der Mann weigert sich. Höchstens die beiden Störche könnten sie haben,



In der Wohnung eines Tierpräparators reiher sich die Opfer (l.). Seine Kunden: reiche Ausländer. Adonis Khatib (o.) findet eine erlegte Steppenweihe. Der Vogel gilt als bedroht

hinten auf einem Feld. Der Zwei-Meter-Mann Hirschfeld schreitet los, gefolgt von seinem Teil des Teams. Die Störche sind mit einem Seil um den Fuß an einem Pflock im Boden festgebunden. Einer kauert auf der Wiese; der andere steht einige Schritte weiter reglos da. Als er Hirschfeld wahrnimmt, flattert er vielleicht fünf Meter in die Luft, aber das Seil zieht ihn brutal zurück.

Hirschfeld eilt zu ihm und beugt seinen Oberkörper schützend über das Tier. Mit einer Hand zerschneidet er das Seil, dann hebt er den Storch hoch. Wie ein Baby liegt der große Segler vor Hirschfelds Brust, der den langen Storchenhals in seiner Armbeuge stützt.

Dem anderen Storch geht es schlechter. Er sieht abgemagert aus, reagiert kaum, als zwei Vogelschützer ihn freischneiden. Zum Tierarzt wird er es nicht mehr schaffen.

Nach der Rückkehr zum Hotel operiert der herbeigerufene Veterinär den anderen Storch, entfernt zwei Schrotkugeln aus dem Flügel und abgestorbenes Gewebe. Nach ein paar Tagen kann der Vogel wieder aufstehen und aus seinem Karton in die Duschkabine in Hirschfelds Zimmer umziehen. Doch nach zwei Wochen stirbt auch er.

Einer der Polizisten wird dem Team später sagen: Sie hätten alles richtig gemacht. Wären sie mit Militärhilfe einmarschiert, „hätte das ein Massaker gegeben.“ Ob das stimmt, darüber lässt sich nur mutmaßen.

Dass Situationen im Libanon leicht kippen, erleben die Vogelschützer oft. Dann wird es brenzlich. Viele im Team führen das auf die Geschichte zurück. Jeder Libanese, jede Libanesin über 40 kann sich wohl an den Bürgerkrieg erinnern, bei dem zwischen 1975 und 1990 Nachbarn plötzlich Feinde wurden. Damals kamen geschätzt 120 000 Menschen ums Leben.

Seitdem ist der Libanon nie wieder zur Ruhe gekommen. Eine Staats- und Wirtschaftskrise lässt die Menschen verarmen, das Land ist bankrott, die Regierung gelähmt. Währenddessen bauen die USA nahe Beirut ihre zweitgrößte Botschaft auf der Welt. Für die Mächte des Globalen Nordens ist der

Libanon ein Bollwerk gegen islamistische Kräfte im Nahen Osten. Mit denen aber sympathisiert ein Teil der muslimischen Mehrheit.

DIE GEWALT hat sich in die Seele des Landes gefressen. Waffen bedienen zu können, scheint da wie eine Lebensversicherung. „Libanesen lieben das Schießen“, erklärt Raffoul. „Weil wir uns vor einem neuen Krieg fürchten. Jeder hasst jeden.“ Als Beispiel nennt sie ihr Heimatdorf: Das sei maronitisch-christlich, aber umgeben von muslimischen Siedlungen. Alle besäßen Waffen: AK-47, Beretta, Glock.

Die vorbeiziehenden Vögel bieten da die perfekte Gelegenheit für Zielübungen. Und die Paranoia macht auch vor ihnen nicht Halt: Manche glauben, der Westen habe die Tiere geschickt, um die Menschen hier zu vergiften und zu bespitzeln.

In Sozialen Netzwerken stacheln sich junge Männer gegenseitig an, Bussarde

und Kraniche abzuschießen, oder sie posieren mit erlegten Adlern auf der Kühlerhaube. Trophäen, die sie danach einfach wegwerfen.

Im nordlibanesischen Dorf Hilane, halb sunnitisch, halb griechisch-orthodox, erklärt sich ein Jäger schnell bereit, über das Wildern zu sprechen. Er sitzt auf dem Drehstuhl in einem Barbiershop. Er und seine sieben Brüder schießen auf Vögel, sagt der Mann auf Deutsch, der sich als Achmad vorstellt. Er ist um die 30, mit einem offenen Lächeln und klaren Augen. Achmad sagt: „Alle jagen hier, in jeder Familie zwei oder drei Männer.“

Die Dorfbewohner wüssten genau, wann die Vögel kommen, sie erkennen es am Wind und an den Wolken. Dann brettern 40, 50 Autos los. Packen Essen, Wasserpfeifen und Waffen ein. „Shisha-Schützen“ nennen Raffoul und Khatib sie abfällig. „Die jagen zum Spaß“, sagt Achmad. Für die Dorfjugend ist die Vogeljagd ein Happening. Seine Mutter und sein Vater hätten noch Störche

Singvögel folgen dem Ruf der »Caller«, Geräte, die Vogelgesang abspielen und die Tiere anlocken. Die verheddern sich in den Netzen der Fänger oder bleiben auf Leimruten hängen, mit Kleber bestrichenen Ästen. Diese Form der Jagd ist streng verboten. Doch der Wilderer (ganz r.) ist nicht einsichtig, sondern erbost, als die Aktivisten seine Leimruten konfiszieren



DEN ZUGVÖGELN AUF DER SPUR

In der Datenbank Movebank des Max-Planck-Instituts für Verhaltensbiologie werden Tierbewegungsdaten gespeichert, analysiert und geteilt. So stehen sie Forschenden weltweit zur Verfügung – nachdem sie sich in das komplexe, mehr als vier Milliarden Datensätze umfassende System eingearbeitet haben. Dies taten auch Isabelle Arnold und Gina Kieweg, um für die GEO-Verifikation die Flugrouten in der Karte auf Seite 74 zu überprüfen. Das Erfolgserlebnis war riesig, als nach intensivem Durchackern der Anleitung endlich die Migrationswege von Wespenbussard und Co. auf dem Bildschirm erschienen.

Alle Texte in GEO werden vom GEO-eigenen Quality Board einem Faktencheck unterzogen

zum Essen gefangen. Das Brustfleisch herausgelöst und zu Hack gewolft, mit scharfen Gewürzen und Zwiebeln im Backofen gebraten. „Heute schießen sie die und werfen sie weg.“ Früher habe man 100, 200 Segler am Tag erwischt. Heute 500, 700, 1000, schätzt er. Zwei Stunden brauche man dafür. „Wir haben ja jetzt Automatik!“

Achmad jagt lieber allein. Setzt sich morgens unter einen Baum und schießt mit Schrot auf die Singvögel darin. Dann nach Hause, putzen und auf den Grill. „Ehrlich, ich liebe das!“ Die Shisha-Jäger verurteilt er. „Wieso tötest du, wenn du es dann wegwirfst?“ Das sei *haram*, unrein gemäß dem muslimischen Glauben.

Achmad kann Adler und Bussarde nicht unterscheiden. Er hat die Schule nur bis zur fünften Klasse besucht und weiß nicht, dass es Jagdgesetze gibt. Er hat keine Ahnung von Artenschutz, wie die meisten hier. Wie soll man die Menschen dann davon überzeugen, Vögel zu schützen?

DIE RETTER

Eine Hoffnung namens Hima

ASSAD SERHAL, 65, hält die Hände hinter dem Rücken verschränkt, als er über den „Friedensweg“ schreitet. Der Waldpfad verbindet das schiitische Dorf Kaifun und das christliche Chemlan, und gestern gab es ihn noch nicht. Die Naturschutzorganisation SPNL hat ihn angelegt, damit sich hier Menschen begegnen und Tiere rasten können. Dieselbe Organisation, die auch Raffouls Anti-Wilderer-Einheit finanziert.

Serhal, ein kräftiger Mann mit gutmütigen Augen, kam in Kaifun zur Welt. In dem Wald hat er verstecken gespielt und seine ersten Küsse gestohlen. Später schossen dort die Männer beider Dörfer aus Schützengräben aufeinander. Serhal studierte zu der Zeit Wildtierökologie in Oklahoma. Kurz vor Kriegsende kehrte er zurück. Er gründete die Society for Protection of Nature in Lebanon, SPNL, und übernahm

die Aufgabe, das erste Naturschutzgebiet des Landes aufzubauen. Sein Studium in den USA hatte ihn darauf vorbereitet, mit Wildtieren umzugehen. Stattdessen bekam er es im dicht besiedelten, kriegszerfressenen Libanon mit Menschen zu tun. Das westliche Modell, Schutzgebiete einfach abzuriegeln, hier funktionierte es nicht. „Mir wurde klar: Natur und Kultur, das sind zwei Seiten derselben Medaille.“ Assad machte sich

auf die Suche nach einem anderen Weg. Er fand ihn in historischen Militärkarten. Auf ihnen erschien immer wieder das Wort „Hima“: „geschütztes Areal“ auf Arabisch. Ein Wort, das in Vergessenheit geraten war, aber so alt ist wie das Land selbst.

Vor 1500 Jahren lebten die Menschen im Nahen Osten in Stämmen in der Wüste, die um Nahrung, Wasser und Energie in Form von Holz konkurrierten.

Wollten sie überleben, brauchten sie eine Methode, um die knappen Ressourcen zu managen und den Frieden zu bewahren. Also richteten sie Schutzgebiete ein. Im Koran sind viele verschiedene Himas festgeschrieben: solche, wo Seen nicht verschmutzt und Bäume nicht gefällt wurden. Oder in denen kein Blut vergossen werden durfte, weder das von Menschen noch das von Tieren. „Brillant, wie die Menschen diese Orte entworfen haben!“, sagt Serhal. Aus Notwendigkeit, aber zum Wohle aller Lebewesen.

SERHAL SAGT: „Man kann Gesetze erlassen, und vielleicht halten sich die Menschen daran. Aber wenn etwas die eigenen Werte berührt oder die Normen der Kultur, dann wird man es ernst nehmen.“ Gemeinsam mit den Menschen vor Ort begann er, die alte Hima-Tradition wiederzubeleben. Serhal ist heute Ehrenmitglied der UN-Naturschutzorganisation IUCN und hat den renommierten Midori-Preis für Biodiversität bekommen. 29 Himas hat seine SPNL bis heute im Libanon aufgebaut. Nicht immer liegt der Fokus auf Vogelschutz. Mit den Bewohnern des Drusendorfs Bayssour hat sie ein Waldprojekt gestartet und unterrichtet Artenschutz in der Schule. In El-Fekha trainiert sie Frauen in Ökotourismus und Biolandbau. Alle haben denselben Nebeneffekt: Wo Menschen zusammenarbeiten und ihre Umgebung achten, wildert kaum jemand Vögel. Und manche von ihnen ändern sogar ihr ganzes Leben, um über die Tiere zu wachen.

Chadi Saad ist Homat Al-Hima, ein Wächter des Schutzgebiets. Der Titel ist so alt wie das Land selbst und basiert auf einem Naturschutzkonzept, das tief verankert ist in der islamischen Tradition. Die libanesischen Naturschutzgesellschaft SPNL will es wiederbeleben



22.11.2023 20:15 UND AUF ABRUF
DAS ATTENTAT AUF JFK

© JFK Library

DIE LETZTEN STUNDEN DES PRÄSIDENTEN.

Zum 60. Jahrestag der Ermordung von John F. Kennedy zeigt dieser Film seltenes Archivmaterial und nie gehörte Stimmen.

Preisgekrönte Dokus, wann und wo Sie wollen. Infos bei [GEO-TELEVISION.DE](https://www.geo-television.de)



prime video | CHANNELS

RTL+

GEO
TELEVISION

Schon Kinder lernen an Vögeln, wie man schießt, eine Fähigkeit, die in einem Land, das vom Bürgerkrieg traumatisiert ist, wie eine Lebensversicherung scheint. Die SPNL lehrt Artenschutz an Schulen, damit die kommenden Generationen wieder mehr Verständnis für die Natur entwickeln. Vielleicht sogar eine Liebe



DIE ADLER KOMMEN, als hätte Chadi Saad sie gerufen. Mit Fleece-Weste und Rauchscheibart thront Saad in seinem „Nest“: dem höchsten Punkt eines Kessels aus Kalksteinhügeln und Zedernwäldchen, von dem aus man bei gutem Wetter bis zum Meer blicken kann. Zu Chadi Saads Füßen öffnet sich das Tal, in dem die kleine Stadt Hammana liegt. In seinem Rücken zeigen sich die schneebedeckten Gipfel des Libanon-Gebirges.

Hammana ist Saads Revier. Er ist Homat Al-Hima – ein Wächter des Schutzgebiets, Serhals SPNL hat ihn dazu ernannt. Jeden Tag steht er im Morgengrauen auf, kontrolliert, ob jemand seinen Müll abgeladen oder ein Lagerfeuer angefacht hat. Er zählt Vogelarten und wartet die Kamerafallen von Biologen. Nur selten findet er noch eine leere Patronenhülse. Dann riecht er kurz daran und lässt sie in seiner Westentasche verschwinden. Mit einer Miene, die an den Mann erinnert, der er einmal gewesen sein muss. Einer, mit dem man sich nicht anlegen will.

Als 13-Jähriger wurde Saad zum Kindersoldaten, weil er damals schon groß und stämmig war. Während seine Mitschüler in Bunkern Schutz suchten, kämpfte er mit den Milizen. Zwei Jahrzehnte blieb er beim Militär. Dann nahm er einen Posten in Hammanas Verwaltung an, bekam einen Sohn und eine Tochter. Er begann, Diogenes und Feuerbach zu lesen und über die Hügel zu streifen. Die Vögel zu beobachten, statt auf sie schießen. „Ich hatte das Spiel des Todes durchschaut“, sagt Saad. „Und ich entschied mich, es nicht mehr mitzuspielen.“

Selten führt er Touristen über Hammanas Hügel. Eigentlich verrückt: Eine der Haupttrouten des Vogelzugs führt hier hindurch. Was würden Menschen dafür geben, Hunderte Adler auf einmal zu sehen? Menschen aus Ländern, in denen man schon beim Anblick eines einzigen Exemplars aufgeregt „Schau, da!“ ruft? Aber solange nebenan weiter tote Störche vom Himmel regnen, werden sie kaum kommen.

Über Saads „Nest“ schrauben sich die Vögel jetzt in einer Spirale nach

oben, ihre Umriss schwarz gegen das Sonnenlicht. Sie müssen erst an Höhe gewinnen, um sodann über die Bergkämme nach Norden zu gleiten.

„Schreiadler!“, ruft Chadi Saad aufgeregt. „Fünf Stück! 14! 26!“ Bei 38 hört er auf, laut mitzuzählen. Dazwischen mischen sich Wespenbussarde und Zwergadler, die Aufwinde der Morgensonne tragen sie immer höher in den Himmel. In nur einer halben Stunde ziehen so 200 Schreiadler über Saads Kopf hinweg – so viele, wie es in ganz Deutschland gibt. Und kein einziger Schuss ist zu hören. 🌍



GEO-Reporterin **MARLENE GÖRING** kann seit dieser Recherche Adlerarten am Himmel an den Umrissen ihrer Flügel unterscheiden. Der preisgekrönte Fotograf **DAVID CHANCELLOR** folgt in seiner Arbeit der komplexen Beziehung zwischen Mensch und Natur.